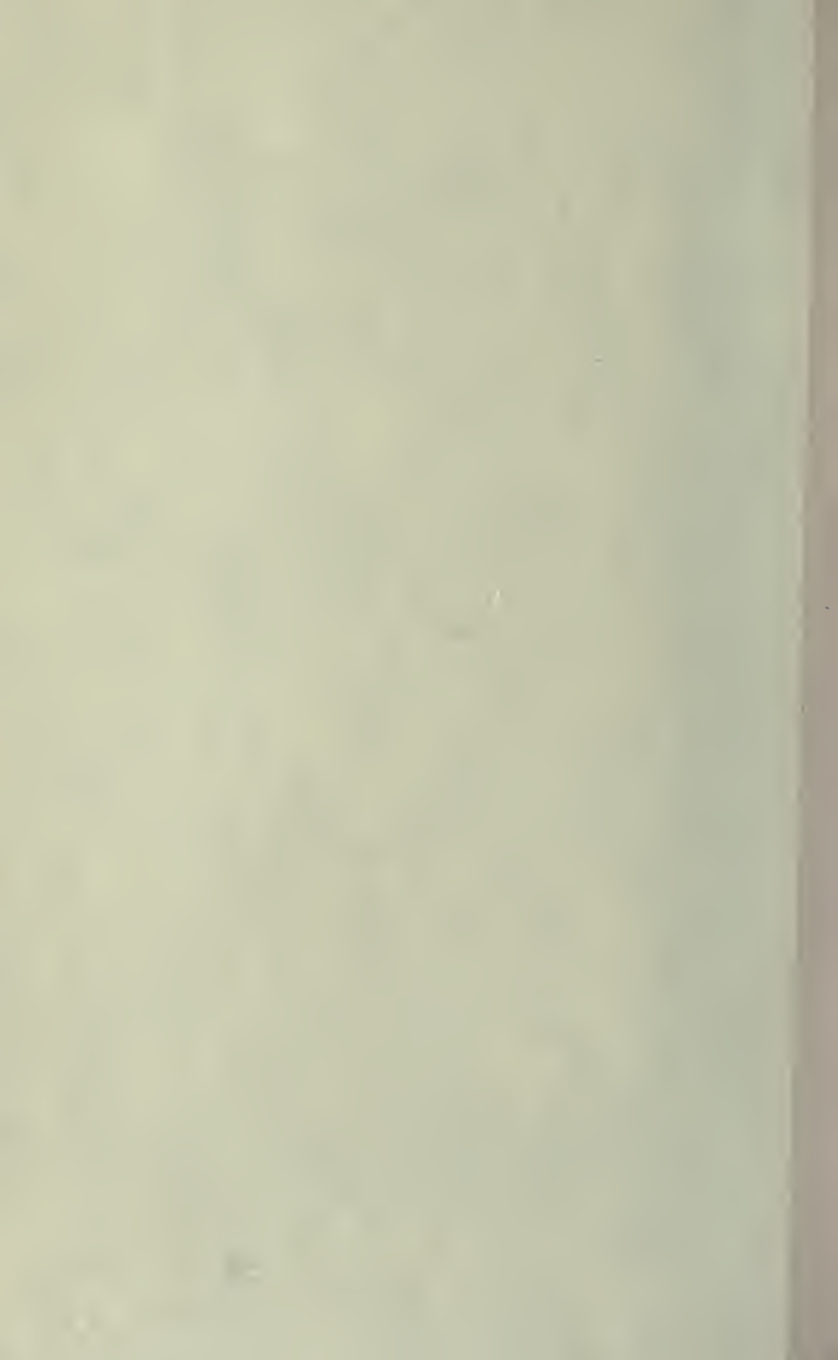
Leuchtenberger, Gottlieb
Idee und Ideal





Idee und Ideal.

Ein Stück
philosophischer Propädeutik.

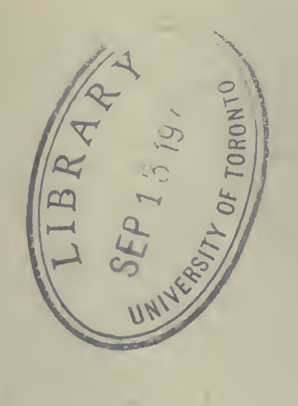
Von

Gottlieb Leuchtenberger,
Direktor
des Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen.

Beilage zum 59. Programm des Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums
zu Posen.

1893 Programm-Nr. 163.

POSEN 1893.
Merzbach'sche Buchdruckerei.


LIBRARY
SEP 1 5 19
UNIVERSITY OF TORONTO

Idee und Ideal.

(Ein Stück philosophischer Propädeutik.)

Das Wort Idee (ἰδέα, εἶδος) bedeutet ursprünglich „die Erscheinung“ eines Gegenstandes, sein „Aussehen“. Neben dieser Bedeutung gewann das Wort noch einige andere, der ersten sinnverwandte. Da nämlich die Erscheinung eines Dinges dem Auge die Beschaffenheit desselben enthüllt, so gelangte das Wort Idee demnächst zu den Bedeutungen Beschaffenheit, Art und Weise. Nun giebt es bekanntlich äussere Eigenschaften oder Beschaffenheiten und innere. Und wie denn die Geschichte der Sprachen, speziell ihrer Wörter und Phrasen überhaupt eine Bewegung vom Äussern aufs Innere zeigt, so wurde bald auch das Wort Idee die Bezeichnung nicht bloss für äussere, sondern auch für innere Beschaffenheit, Art und Weise. Obgleich so der Ausdruck schon eine Verinnerlichung erfahren hatte, bleibt dennoch der Sinn, welchen endlich der Philosoph Plato mit dem Wort verband, eine Neuerung. Er verknüpfte sozusagen des Wortes äussere und innere Bedeutung in ganz origineller Weise mit einander: Idee ist auch ihm eine Gestalt, aber eine Gedankengestalt, anschaubar, aber nur im Lichte der Vernunft und nur durch das innere Auge, durch das Denken.

Wie er das meinte, und was seine Idee denn demnach eigentlich ist, davon nachher. Zunächst werfen wir einen Blick auf den heutigen Gebrauch des Wortes Idee in unserer gewöhnlichen Schrift- und Umgangssprache.

Da darf man nun sagen, die deutsche Sprache versteht unter einer Idee meist nichts anderes als eine Vorstellung, oder einen Gedanken, eine Ansicht, auch wohl einen Plan. „Ich habe hierüber meine eigenen Ideen" sagt einer, der über etwas anderer Ansicht ist als ein anderer, oder, wenn es sich um etwas Praktisches handelt, der einen anderen Plan hat als ein anderer. „Das ist eine wunderliche Idee!" rufen wir aus und meinen damit ganz dasselbe, als wenn wir von einem wunderlichen Gedanken oder von einem wunderlichen Plan sprächen. In einer Buchhändler-Anzeige wird empfohlen „Ideen - Magazin für Gartenkultur"; das Buch enthält eine Sammlung von Plänen für Gartenanlagen. „Er ist ein Mann von Ideen", „ein ideenreicher Mann" heisst rein deutsch gerade soviel als „er ist ein Mann von Gedanken", „ein gedankenreicher Mann". Ohne Gefahr, missverstanden zu werden, kann man überall im deutschen Vaterlande statt „dies ist mein Urteil" „dies ist meine Ansicht von der Sache" sagen: „dies ist meine Idee von der Sache". Wie man klagt „das war ein schöner Gedanke, ist aber leider Gedanke geblieben und nicht Wirklichkeit geworden", gerade in demselben Sinne hört man auch: „Ach, es war eine schöne Idee, sie ist aber nicht verwirklicht, nicht realisiert worden".

Und dem entspricht auch der Gebrauch der betreffenden Eigenschaftswörter: Ideell ist etwas bloss Gedachtes, nur in der Vorstellung Vorhandenes und hat seinen Gegensatz im Realen, d. h. wirklich Vorhandenen. Wer in einem Unternehmen 1000 M. zu gewinnen hofft, der hat die 1000 M. nur in

Gedanken, sie sind ein nur ideeller Besitz; wer aber durch ein Unternehmen 1000 M. gewonnen hat, der besitzt sie wirklich, real. Ob er sie auch reell gewonnen hat und besitzt, ist dabei noch eine andere Frage, die uns aber hier nur berührt, weil es sich um den Unterschied der Wörter handelt; denn nicht alles Reale, d. h. in der Wirklichkeit Existierende ist auch reell, d. h. ehrlich, solide und zuverlässig, wie ein reelles Geschäft oder ein reelles Heiratsgesuch.

Die Wörter real und reell werden zwar hie und da vertauscht, bedeuten aber eben so wenig dasselbe, wie ideell etwa die gleiche Bedeutung mit ideal hat. Denn ideell, d. h. in Gedanken kann man auch das Nichtswürdigste thun, vom Idealen aber wäre man in solchen Augenblicken so entfernt als möglich. — In all' diesen bisher angeführten Wendungen ist eine innere Verwandtschaft zwischen dem heutigen Gebrauch der Wörter Idee und ideell mit dem Platonischen Begriff wohl zu erkennen. Wie Plato unter der Idee etwas verstand, was man nur im Gedanken, nicht durch die Sinne erfassen kann, so wendet die heutige Umgangssprache den Ausdruck in derselben Bedeutung an wie das Wort Gedanke selbst oder wie ein dem ähnliches.

Nicht so auf der Hand liegt die Verbindung zwischen dem heutigen Gebrauch des Wortes und dem Platonischen bei manchen anderen heutigen Sprachwendungen. Man hört wohl behaupten, dass zu dieser oder jener Speise auch „eine Idee“ Pfeffer oder ein anderer pikanter Zusatz gehöre. Ferner man wünscht, dass das neue Kleid „eine Idee“ länger als das vorige gemacht werde. Der Jüngling freut sich, dass auf seiner Oberlippe „eine Idee von Bart“ sichtbar wird. Ja man spricht in solchen Verbindungen von einer „kleinen Idee“ und selbst von einem „Ideechen“. Erklärbar sind solche Seltsamkeiten dennoch aus dem Platonischen Begriff.

Denn was nur für den Gedanken ist, wie Platons Ideen, das ist, und wäre es auch im Gedanken das Grösste und Erhabenste, vom Standpunkt der sinnlichen Wirklichkeit aus nur eine Möglichkeit, ein erster Anfang des Werdens, ein Kleines, Geringes, für sehr viele ein — Nichts. Und so ist denn eine „Idee" in dem zuletzt angegebenen und in ähnlichen Sätzen soviel wie „ein wenig", und „eine kleine Idee", „ein Ideechen" — „ein ganz klein wenig".

Aber, o göttlicher Plato, was ist da aus deiner Idee geworden! —

Und was dachte sich denn nun dieser grosse Denker bei seinem Begriff Idee?

Es giebt eine Erzählung von der Feindschaft zweier Männer, deren einer von dem andern seiner Habe beraubt, aus seinem Hause vertrieben und von Weib und Kind getrennt wird. Aber noch ruht der Todfeind nicht: er will nicht eher ruhen, bis er den ihm Verhassten aus dem Wege geräumt. Unstät umherirrend vor dem Feinde, gelangt der Verfolgte einst in eine wilde Gebirgsgegend. Da sieht er dicht am Rande eines Abgrundes einen Menschen liegen, der wehrlos ist; denn er schläft. Und der Wehrlose ist sein Verfolger. Es würde ihn nur einen Stoss kosten, und in den Abgrund hinab flöge die Qual und Angst seines Lebens. Aber er tötet ihn nicht, vielmehr weckt er ihn auf und reisst ihn zurück vom Verderben drohenden Abgrund. — Wir nennen seine That eine großmütige. Diese That der Grossmut nun ist eine Erscheinung der Grossmut überhaupt, eine Einzelerscheinung, die Grossmut selbst ist eine Idee. Die Idee der Grossmut ist die gedachte Einheit aller Merkmale dieser Eigenschaft, die Gedankengestalt, welche alle Merkmale dessen, was wir Grossmut nennen, an sich trägt. Grossmütige Handlungen hat es, so lange es Menschen giebt, viele gegeben, und es werden gewiss

noch ferner viele verrichtet werden; die Menschen, welche sie verrichten, sind sehr verschieden, verschieden auch die, an welchen sie verrichtet werden, auch die Gelegenheit, bei welcher, und die Art, in welcher sie vollzogen werden; aber sie sind doch bei aller Mannigfaltigkeit in sofern einander gleich, als sie alle grossmütige Handlungen sind, und, wie Plato sagen würde, an der Idee der Grossmut teilhaben, Abbilder des einen Urbildes, der einen Idee der Grossmut sind. — Ideen sind also dem Plato Urbilder für die verschiedenen Arten von Erscheinungen und Dingen, und die Dinge und Erscheinungen, welche wir wahrnehmen, sind Abbilder der Ideen. Die Ideen selbst, die Urbilder, sind körperlos, immateriell, nur durch Denken zu erfassen, Gedankenbilder, die Abbilder dagegen sind sinnlich wahrnehmbar; zu einer einzigen Idee als Urbild können viele tausend Erscheinungen als Abbilder gehören; jede Idee ist ewig und unveränderlich, ihre Einzelerscheinungen aber vergänglich, ewig wechselnd und mannigfaltig.

So sind auch die tausend und abertausend Dinge, die wir in der Natur und Kunst schön nennen, Abbilder des Urbildes oder der Idee der Schönheit, die sinnlich nicht wahrnehmbar ist, kein mit Händen greifbares Einzeldasein hat, die aber dennoch nach Plato Realität hat, nämlich im Reich der Gedanken. Denn gäbe es keine Idee der Schönheit, so gäbe es keinen einzigen schönen Gegenstand. Ein Gegenstand ist nur schön, insofern er an der Idee der Schönheit teilhat, und er ist um so schöner, je mehr das Wesen der Idee des Schönen an ihm zur Herrschaft über seine materielle Substanz gekommen ist.

Aber nicht bloss so erhabene Ideen wie die der Grossmut und der Schönheit kennt Plato. So viele besondere Gattungen von Gegenständen, Wesen und Eigenschaften es giebt, so viele Ideen giebt es nach

ihm auch. Er spricht daher auch von einer Idee des Tisches, des Bechers, des Pferdes, der Stärke, der Gesundheit u. dergl., Dinge, bei denen heute niemand mehr von einer Idee, sondern nur von einem Begriff redet.

Die Platonischen Ideen bilden nun aber eine Stufenfolge, welche in der höchsten, der Idee des Guten, ihren Abschluss erhält. Als das Merkmal dieser höchsten Idee bezeichnet er, dass sie selbst von nichts abhängig und sich selbst genug sei, dass dagegen ihrer alles übrige bedürfe. Wer keines andern bedarf, und wen andrerseits alle andern bedürfen, den nennt man absolut, und somit bezeichnet Plato seine Idee des Guten als absolut. Diese absolute Idee ist ihrerseits selbst nicht einartig, vielmehr eine harmonische Mischung von dreierlei: es bilden ihren Inhalt 1) das Mass, 2) die Schönheit und 3) die Wahrheit. Mass ist hier der Ausdruck für die sittliche, Schönheit für die ästhetische, Wahrheit für die logische Vollkommenheit. Die Idee des Guten vereinigt also als solche die Merkmale sittlicher Vollendung, ästhetischer Vollkommenheit und logischen Wertes. Der Inbegriff des logisch, ästhetisch und ethisch Vollkommenen ist ihm die Idee des Guten. Und wo immer jemand, oder etwas von sittlicher Güte, Verstand und Schönheit geschmückt erscheint, in dem ist die Idee des Guten in die Erscheinung getreten, und je mehr sich an jemand oder an etwas Sittlichkeit, Verstand und Schönheit kund giebt, desto leibhaftiger ist die ewige Idee des Guten in einem zeitlichen und vergänglichen Abbilde anschaubar geworden.

Es ist eine Eigentümlichkeit von Platos reichem Geiste, dass er die tiefsten philosophischen Lehren oft in poetischer Form, durch poetische Mittel zur Anschauung bringt. Man merkt daran, dass Plato auch eine begabte Dichternatur war. Indessen leidet bei einer solchen Darstellungsweise nicht selten

die Schärfe und Klarheit der Bestimmungen, und so wohlthuend wir oft berührt werden durch die Anmut und Frische seiner poetischen Bilder, Allegorien und Personifikationen, so würden uns dennoch an mehr als einer Stelle rein verstandesmässige Erörterungen mehr Befriedigung, klareren Aufschluss gewähren. Auch in der wichtigsten seiner Lehren, in der Ideenlehre, lässt uns jene Art der Behandlung über zwei Hauptpunkte im Unklaren, einmal über das Verhältnis Gottes zu den Ideen, speziell zur höchsten Idee, der des Guten, und sodann über das Verhältnis der Materie zu den Ideen.

Was zunächst das letztere betrifft, so muss man nach mehreren Stellen in Platos Werken annehmen, nicht bloss die Ideen, sondern auch die Materie sei ewig. Denn wenn Plato sagt: Gott bildete die Dinge aus der Materie, indem er dabei auf die Ideen, die Musterbilder „hinschaute", so muss doch die Materie schon dagewesen sein neben den Ideen. Und wenn er an einer anderen Stelle sagt: die Idee „überredete" die Materie, sie in sich aufzunehmen, so muss doch wiederum beides zugleich dagewesen sein. Und so sehr Plato auch die Materie verachtet und sie in das Reich des blossen Scheins verweist, ihr Wesenheit nur insofern zuschreibt, als sie eine Idee in sich aufgenommen hat, so bleibt doch das Rätsel über das ursprüngliche Verhältnis zwischen der Idee, also dem Geistigen, und der Materie ungelöst, und die Frage, ob in der Platonischen Ideenlehre nicht ein Dualismus, d. h. eben die Annahme zweier Principien, des Geistes und der Materie, herrsche, diese Frage bleibt offen.

Ferner aber, auch das Verhältnis der Idee zu Gott ist nicht völlig klar. Der „Wesenbildner", so sagt er, schaute auf die Idee hin, als er die Sinnenwelt gestaltete, und er gestaltete sie nach dem Muster der Idee. Also war doch, wie es scheint, Gott neben der Idee und diese neben jenem vorhanden. Hinwiederum

wird sonst von Plato Gott unter dem Namen des „Weltenbildners“ mit der Idee des Guten identificiert. Und es ist wohl das letztere Platos Ansicht wirklich gewesen, nur verdunkelt durch seine bildliche Sprache. Die Idee des Guten ist nach ihm wohl in der That das göttliche Wesen, Gott schaute auf die Idee, als er die Dinge gestaltete, ist nur eine andere Wendung für: Gott blickte auf sein eigenes Wesen und gestaltete nach ihm die Welt. Die Idee des Guten ist ihm identisch mit der göttlichen Vernunft.

Überall klar aber und übereinstimmend sind Platos Ansichten über das Verhältnis der Menschenseele zu den Ideen, zur Gottheit und zur Körperwelt. Nach ihm haben die Seelen existiert, ehe sie in die Menschenkörper eingingen. Während dieser ihrer Präexistenz haben die Seelen die Ideen geschaut in ihrer Reinheit, ungemischt mit der Materie. Die Seele, nachdem sie nun in den Körper eingezogen, erinnert sich daher während ihres Erdenlebens beim Anblick der Dinge der in diesen zur Erscheinung gelangenden Ideen, und je mehr und je gesammelter und gründlicher sie die Dinge betrachtet, desto klarer und bestimmter wird die Erinnerung, desto reiner werden die Ideen wieder erkannt. Auch die Verwandtschaft der Menschenseele mit Gott führt er darauf zurück, dass Gott die Ideen ewig schaut, die Menschenseele sie einst rein geschaut hat und nun einerseits bestrebt ist, die Erinnerung an die Ideen, lebendig geworden durch den Anblick der realen Welt, welche tausendfältig die Ideen abspiegelt, immer kräftiger und kräftiger zu machen, andrerseits aber auch ihre eigenen irdischen Werke nach den Ideen zu gestalten. So ist die Idee das ewige Band zwischen Gott und der Menschenseele.

Das ist in ihren Grundzügen die Ideenlehre Platos. Sie ist, wenn auch in veränderter Form, noch heute,

nach mehr als 2000 Jahren, eine geistige Macht, und unsre Aufgabe wird nunmehr ferner darin bestehen, klar zu machen, was wir heute unter einer Idee im philosophischen Sinne verstehen, und wie sich dazu die Begriffe Ideal und idealisieren verhalten. Der Zusammenhang, in welchem die Idee von heute mit der des Plato steht, wird sich dabei von selbst ergeben.

Bekanntlich ruhen alle Wissenschaften, die exacten nicht ausgenommen, auf gewissen Voraussetzungen und Postulaten, deren apodictischer d. h. unwiderleglicher, Nachweis nicht möglich ist. Der Ideenlehre ergeht es nicht besser. Ihr Postulat und Fundamentalsatz ist: In der Menschenseele ist ein Gesetz der Vollkommenheit vorhanden. Was das heisst, ergiebt eine Bestimmung der einzelnen Worte des Postulats. Vollkommen ist das, was zu seiner Fülle gekommen ist, d. h. was nach Inhalt und Form das ist, was es seinem Wesen nach sein kann und sein soll. Ein episches Gedicht z. B., welches alle Vorschriften erfüllt, die von der naturnachahmenden Kunst poetischen Erzeugnissen im allgemeinen und Erzeugnissen epischer Poesie im speziellen vorgeschrieben werden, ist nach Inhalt und Form, was es seinem Wesen nach sein kann und soll, ist also vollkommen. — Ein Gesetz, im weitesten Sinne des Wortes, ist ein für viele zur Nachachtung Gesetztes, eine Forderung. Unter einem Gesetz der Vollkommenheit kann mithin nur verstanden werden: die Forderung, das Verlangen nach solchen Erscheinungen, welche nach Inhalt und Form das sind, was sie ihrem Wesen nach sein können und sollen; und jener Fundamentalsatz der Ideenlehre kann daher jetzt auch so gestaltet werden: In der Menschenseele ist die Forderung vorhanden, dass die Erscheinungen nach Inhalt und Form so seien, wie sie ihrem Wesen nach sein sollen und können. — Dass ein Mensch sich schliesslich über das, was wirklich vollkommen ist, sehr täuschen

kann, und dass es Vollkommenheit auf sehr vielen Gebieten giebt, kommt hier zunächst gar nicht in Betracht.

Die Wahrheit unseres Grundsatzes: in der Menschenseele lebt ein Gesetz der Vollkommenheit, lässt sich streng logisch so wenig beweisen, als etwa das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Indessen dürfen heute die Zeiten für nahezu überwunden gelten, wo wahrhaft Gebildete, selbst wenn sie einseitige Verstandesmenschen wären, noch behaupteten, alles, was sich nicht logisch erweisen lasse, sei darum auch nicht wahr. Es giebt vielmehr Wahrheiten, die sicherer sind, als manche logische, obwohl sie des Verstandesbeweises entbehren. Zu diesen gehört auch das vorliegende Postulat, und interessant ist's zu sehen, wie die erleuchtetsten Geister dasselbe annehmen, obwohl es logisch unerwiesen und unerweislich ist. Plato darf ich als Gewährsmann nicht anführen, denn jeder erkennt leicht, in wie naher Beziehung der Satz zu der Platonischen Idee steht, und dass Platos Idee selbst etwas logisch Unerwiesenes ist. Aber sein edler Landsmann Sophokles, ein Mann von ebenso viel heiterer Klarheit des Gedankens wie poetischer Tiefe des Gemüts, ist ein giltiger Zeuge. Und dieser ist der Vertreter der Macht der sogenannten „ungeschriebenen Gesetze". Von Gott den Menschen in die Seele gelegt, begründen diese eine unmittelbare, wenn auch dunkle Erkenntnis des sittlich Vollkommenen und eine unmittelbare Verpflichtung zum sittlich Vollkommenen. Mit und in diesen ungeschriebenen Gesetzen allein war dem Menschen die Möglichkeit der sittlichen Entwickelung, wie sie sich in den Sitten darstellt, gegeben, und selbst geschriebene Gesetze sind nur aus dieser Wurzel eine Frucht.

Dasselbe wie Sophokles meint der kenntnisreiche und weise Seneka, wenn er von Rechten spricht, die

nicht geschrieben, aber zuverlässiger als alle geschriebenen seien.

Das sittliche Bewusstsein ferner, welches die Bibel das Gewissen nennt, ist nichts anderes als ein solches Gesetz der Vollkommenheit für unser eigenes Thun und Lassen.

Und der alte griechische Dichter, der da sagte: „das Gewissen ist für alle Sterblichen ein Gott", tritt mit diesem Ausspruch sehr entschieden für die Wahrheit ein, dass in unserem Innern ein Gesetz der Vollkommenheit vorhanden und wirksam sei.

Auf nichts anderes deutet Goethe hin, wenn er im Prolog zum Faust die goldnen Worte hören lässt: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst". Und wer sollte nicht erkennen, dass gerade in Faust, trotz aller Irrtümer und Verirrungen dieses Urbildes des strebenden Menschengeistes, dennoch das Gesetz des Vollkommenen eine unaustilgbare Macht ist?

Auch der verehrungswürdige Schiller zielt auf jenes Gesetz der Vollkommenheit im Herzen des Menschen, wenn er triumphierend ruft:

> Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
> Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
> Es ist nicht draussen, da sucht es der Thor,
> Es ist in dir, du bringst es ewig hervor!

Und auch jenes andere Wort desselben Dichters ist zuletzt auf diesen Glauben zurückzuführen:

> ....Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Denn das eben ist das Charakteristische des einfältigen Herzens, dass es dem von Natur in ihm wirkenden Gesetz der Vollkommenheit folgt.

Durch Auktoritäten ist somit unser Postulat hinlänglich gestützt. Aber neben dem Auktoritätsbeweise fehlt es auch nicht am Erfahrungsbeweise. Der grossartigste ist die menschheitliche Gesamtentwickelung. Welch' ein Unterschied zwischen dem Naturmenschen

der Urzeit und dem Kulturmenschen der Jetztzeit! Dort ein kaum merkbares geistiges Dasein, ein erbärmliches physisches, — hier welche Ordnung und Pflege des sinnlichen Daseins von Jugend auf, welche Blätter-Blüten- und Fruchtfülle am Baum des geistigen Lebens! Und wie viele Stufen der Entwickelung mussten nach und nach in der Reihe der Jahrtausende erstiegen werden, um zu dieser Höhe materiell-physischer, ästhetisch-moralischer und intellectueller Kultur emporzuklimmen! Welch' eine Arbeit! Und ruht sie etwa jetzt? Sie ruhet niemals! Wo aber ist denn nun die elastische Triebfeder für diese nimmer rastende physische und geistige Kulturarbeit? Einzig und allein in dem Gesetz der Vollkommenheit in der Menschenseele. Diese geheimnisvolle Macht hat die Menschen jederzeit aus der trägen Ruhe eines unvollkommenen Zustandes aufgestört; fortreisst den Menschen der stete Drang nach Vervollkommnung seines physischen und geistigen Daseins.

Wer daher ein solches Gesetz der Vollkommenheit leugnet und doch die Kulturentwickelung anerkennt, der will die Feder aus dem Organismus einer Uhr nehmen und doch sagen: die Uhr geht; ja er behauptet noch Sinnloseres; denn das Werk der Uhr ist ein ewiges Einerlei, eine Bewegung in sich, das Werk der Kultur ist eine Bewegung in die Tiefe, in die Breite und in die Höhe, eine Bewegung, die nach allen Seiten über sich selbst hinausführt.

Nicht minder kräftig, wie dieser grosse historische Beweis, ist der psychologisch-empirische, den jeder an sich selbst erlebt, wenn er nur auf das achtet, was in ihm vorgeht.

Vor einigen Monaten wurde durch die Zeitungen etwas recht Erhebendes aus einer grossen Stadt gemeldet. In einem Bürgerhause bricht Feuer aus. Es ist die grösste Gefahr, dass die vier Kinder der Familie in den Flammen umkommen. Da lässt das Dienstmädchen ihre

Habe, ihr einziges Besitztum, im Stich, einen Raub der Flammen, und stürzt sich mit Gefahr des eignen Lebens in die lohende Glut, um die Kinder zu retten, und es gelingt ihr. Es war nur eine geringe Dienerin, aber wenn man solchen Vorgang liest, wie einen da doch Bewegung ergreift im Herzen, und wie hoch und freudig man gestimmt wird. Woher nun diese uns selbst beglückende Beistimmung unsres Herzens? Woher der Wunsch, im gleichen Falle ein Gleiches zu thun? Einfach daher, weil durch eine solche That edelster, selbstverleugnender Menschenliebe dem Gesetz der Vollkommenheit in uns volle Genüge geschehen ist. Und gäbe es ein solches Gesetz nicht, es klänge kein „Lied vom braven Mann wie Orgelton und Glockenklang" durch unser Herz; ja es hätte nie einen Menschen gegeben, der sein Leben eingesetzt für seine Brüder. —

So giebt es denn also ein Gesetz der Vollkommenheit in der Menschenseele. Wir bestimmten vorher dieses Gesetz als die innere Forderung nach solchen Erscheinungen, wie sie sein sollen und können. Allein diese Definition, mag sie auch logisch erschöpfend sein, ist doch allzu abstrakt, als dass man bei ihr stehen bleiben könnte. Gerade aber auf dem Wege, dieselbe noch näher zu bestimmen und zu veranschaulichen, gelangen wir nunmehr von selbst zu dem, was wir jetzt Ideen nennen. Die Schwierigkeit, mit dem Begriff „Gesetz der Vollkommenheit" zu operieren, und der Wunsch, noch näheren Aufschluss über diesen Begriff zu erhalten, findet seine Begründung darin, dass das Gesetz der Vollkommenheit als ein ganzes und völlig allgemeines dem Menschen nicht scharf und bestimmt ins Bewusstsein tritt. Es gleicht der Wurzel einer Pflanze. Da sie in der Erde verborgen, so kann man sie in ihrer Form und Art nicht deutlich erkennen und beschreiben. Ihre Existenz weiss man, denn man sieht, was aus ihr emporgesprosst ist, Stamm, Zweige und Blätter. Nun, die Zweige aus

der gemeinsamen Wurzel des Gesetzes der Vollkommenheit sind die Ideen. Wie man die einzelnen Zweige einer Pflanze sieht, die Wurzel aber nicht, aus der sie hervorgetrieben, so wird der Mensch sich der einzelnen Ideen bewusst, deren gemeinsame, geheimnisvoll verborgene Wurzel das Gesetz der Vollkommenheit in unserm Busen ist.

Als in den Zeiten der ersten Anfänge der Staatenbildung eine Anzahl von Familien sich in gemeinsamem Wohnsitz vereinigten und nun die Freiheit und das Glück des einen eine Beschränkung der Begierde des andern nötig machte und erlangte, da war die Idee des Staates in den angehenden Bürgern erwacht, d. h. die allgemeine Forderung der Vollkommenheit war in einer bestimmten Richtung, der politischen, zu Tage getreten. — Als ein Mann und ein Weib sich vereinigten, um gemeinsam sich des Lebens zu freuen und seine Lasten zu tragen, so war in ihnen die Idee der Ehe wirksam, und damit wiederum das Gesetz der Vollkommenheit nach einer besondern Richtung, der socialen. — Wenn ein vorher freies Volk von einem despotischen Willen sich geknechtet sieht, da tritt das allgemeine Gesetz der Vollkommenheit wieder nach einer andern Richtung hin wirksam ins Bewusstsein: das Volk wird der Idee der Freiheit sich bewusst. Ideen sind also heute allgemeine Vorstellungen des Vollkommenen, entsprungen aus dem in der Menschenseele vorhandenen und wirkenden Gesetz der Vollkommenheit. So ist die Idee der Tugend die Vorstellung des Vollkommenen auf sittlichem Gebiet, die Idee der Frömmigkeit die Vorstellung von dem Vollkommenen im Verhältnis des Menschen zu Gott; die allgemeine Vorstellung von der Vollkommenheit im Dasein des sinnlichen und zugleich vernünftigen Wesens, welches Mensch heisst, nennen wir die Idee des Glücks; die Idee der Wahrheit ist die Vorstellung des Vollkommenen

im Verhältnis des Erkennens des Menschen zum Sein der Dinge. Das Vollkommene in dem Verhältnis zwischen Materie und Form oder Natur und Geist nennen wir das Schöne, und die Vorstellung jenes Vollkommenen ist die Idee der Schönheit. Die Vorstellung von der Vollkommenheit im Verhältnis zwischen des Menschen Lust und Pflicht, seinem Wollen und Sollen, bezeichnen wir als die Idee der sittlichen Freiheit. Die Idee der Unsterblichkeit ist nichts andres als die Vorstellung von der Vollkommenheit des menschlichen Geistes schlechthin, die Vorstellung des Vollkommenen im Verhältnis der Menschen eines Volkes zu einander oder des menschlichen Zusammenlebens bezeichnet man als die Idee des Staats. Die Vorstellung wiederum von der Vollkommenheit im Verhältnis des Bürgers zum Staat ist die Idee der Vaterlandsliebe; die Vorstellung endlich einer absoluten Vollkommenheit selbst ist die Idee Gottes.

Es schwebt nun wohl manchem die Einrede auf den Lippen: Wenn denn doch die Idee die Vorstellung von etwas Vollkommenen ist und beispielshalber bei Gründung des Staates die Idee des Staates wirksam war, wie war es möglich, dass die damals entstehende Staatsform, die sogenannte patriarchalische, von uns heute nicht für die vollkommene erachtet werden kann? Diese Einrede ist auf eine Verwechselung von Idee und Ideal zurückzuführen, und es muss nunmehr die Darstellung fortschreiten zur Klarlegung des Unterschiedes zwischen der Idee und dem Ideal.

Die Idee des Staates erhielt ihre erste in die Erscheinung tretende Gestalt in der Patriarchalmonarchie, einer Staatsform, welche nur das Bild der Familie vergrössert darstellt. In jenen Zeiten, in welchen diese Art der Monarchie entstand, galt dieselbe wenn nicht allen, so gewiss den meisten für die vollkommenste; ja es ist zweifelhaft, ob irgend eine andere auch nur einem

damals in den Sinn gekommen. Dass sie die natürlichste war, ist ersichtlich, dass sie zu ihrer Zeit die beste war, wird man zugeben müssen; sicher ist, dass diejenigen, welche sie schufen, in ihr das Ideal des Staates fanden, wohingegen die, welche sie etwa nicht mochten — wenn es solche gab — eben ihr Staatsideal nicht in ihr fanden, so wie wir heute unzweifelhaft ausnahmslos in einer Patriarchalmonarchie nicht mehr unser Staatsideal erkennen. Spätere Zeiten brachten andere Ideale des Staates, wie die Geschichte zeigt: Erbliches Königtum und Wahlkönigtum, absolute Herrschaft eines einzigen und konstitutionelles Regiment, Aristokratie, Republik, alle diese Staatsformen und deren Abarten sind ebensoviele Ideale des Staates. Und diese alle sind geschichtlich zur Darstellung gekommen. Wie viele haben nicht ausserdem bloss in den Köpfen einzelner oder gewisser Parteien gelebt, ohne je geschichtliches Dasein zu gewinnen! Wie verschiedenartig sind allein in der heutigen Zeit die Staatsideale der Bürger auch nur ein und desselben Staates, von den Feudalen bis hinab zu den Socialdemokraten! Mögen sie aber auch so verschieden sein, wie sie wollen, sie sind immer Gestaltungen oder Formen, in denen die Idee des Staates, ein und dieselbe Idee des Staates, im einzelnen Menschen zum Bewusstsein kommt und sich ausprägt. Und hier ist dann überhaupt der Unterschied zwischen Ideal und Idee: Die Idee ist generell, das Ideal individuell, die Idee ist dauernd, immer und bei allen ein und dieselbe, das Ideal ist verschieden, wie die Ansichten und die Wünsche der Menschen. Im Ideal findet die Idee zeitliche und räumliche Gestaltung, die Idee selbst ist zeit- und raumlos.

So ist auch die Idee des Glücks allezeit im Menschen mächtig gewesen; sie ist, so lange es Wesen giebt; sie ist auch dieselbe, so lange sie ist, nämlich

immer die Vorstellung des Vollkommenen im sinnlich-vernünftigen Zustande des Menschen. Aber wie verschieden sind die Ansichten und daher die Wünsche hinsichtlich dieses Vollkommenen! Anders war das Glücksideal des Urmenschen als des heutigen, anders das unsrige als etwa das des gleichzeitig mit uns lebenden Eskimos, Indianers und Negers. Anders das des Tagearbeiters und sogenannten Ungebildeten als das des Gebildeten. Eine leidenschaftlich strebende Faustnatur verfolgt ein anderes Glücksideal als einer, der nichts Behaglicheres kennt als nach der Arbeit Ruhe hinterm Ofen bei dem Gedanken, „dass hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen". Ein anderes Glücksideal verfolgt ein König als ein Bettler, ein Knabe als ein Mann, ein Jüngling als eine Jungfrau, unwandelbar dieselbe aber ist die Idee des Glücks.

Nicht minder deutlich wird die Sache auf dem Gebiet des Schönen. Die Idee des Schönen ist immer die Vorstellung von dem Vollkommenen im Verhältnis zwischen Materie und Form, Natur und Geist. Nun vergegenwärtige man sich z. B. die Götterbilder der Ägypter und die der Perikleischen Griechen. Wohl zeigt sich auch in den ägyptischen Göttergestalten ein gewisses Verhältnis von Materie und Form, und ein Geistiges hat auch hier bis zu einem gewissen Grade und in einer gewissen Weise ein Natürliches durchdrungen und geformt, so dass es am Natürlichen erkennbar wird. Aber scheint uns ein ägyptisches Götterbild schön? ein Bild, in welchem uns wenigstens das Wesen Gottes in die ungefüge Roheit sinnlicher Natur gebannt erscheint? Dem Ägypter jedoch waren diese Götterbilder sicherlich Ideale der Schönheit. Nun stelle man das Schönheitsideal der Griechen daneben in ihren Göttern und Göttinnen. Da hat in der That der Geist die Materie in vollkommener Weise durchdrungen, und allen erkennbar ist hier freie Anmut, dort edle

Würde, dort ergreifende Erhabenheit unübertrefflich im Marmor ausgeprägt. — Nicht anders ist's mit den lebenden Schönheiten. Der Mongole findet sein Schönheitsideal unter den Mädchen seines Landes: uns würde es nicht behagen. — Dem Bauerburschen gefällt keine Gestalt so gut als die der jungen Dirne, wenn sie im Sonntagsstaat sittsam den Weg zur Kirche wandelt; sie ist sein Ideal. — Tätowiert, im Schmuck der Straussenfedern und mit dem Skalp des getöteten Feindes, so scheint dem Indianermädchen der Geliebte schön. — Im Grunde ist der Unterschied nicht allzugross, ob man einen Ring durch die Nase trägt oder in den Ohrläppchen; dennoch scheint jenes nur den Negerinnen zum Schönheitsideal zu gehören, wir finden es hässlich: über den Geschmack ist nicht zu streiten, die Schönheitsideale sind verschieden, in allen aber kommt die eine Idee der Schönheit zu individuellen und oft sehr rasch vorübergehenden Erscheinungen.

Keine wichtigere Idee giebt es als die Idee Gottes. Die verschiedenen Religionen nun sind nichts anderes als die verschiedenen Ideale von der Gottheit, die verschiedenen Arten, in welchen die Gottesidee individuell bei Völkern und einzelnen Menschen Gestalt gewinnt. „Das All mit seinen in ihm auf und ab webenden und wirkenden Kräften ist Gott", so ruft der, dessen religiöses Ideal der Pantheismus ist. Der Polytheist sieht die Sonne, den Himmel, das Meer und bildet für jede dieser Erscheinungen ein göttliches Wesen und eine göttliche Gestalt; er fühlt die gewaltige Macht der Liebe, den Einfluss der Künste und Wissenschaften, der Weisheit u. s. w., und er macht diese Kräfte zu Gottheiten. So bildet er eine Schar von Göttern und Göttinnen zu seinem religiösen Ideal aus. Anders der Monotheist. Aber das religiöse Ideal eines christlichen Monotheisten ist wieder ein anderes als das eines jüdischen und muhamedanischen. Ja in einzelnen und oft nicht

unwichtigen Zügen gestaltet sich das religiöse Ideal der Bekenner ein und derselben Religion oder Konfession auch noch verschieden aus, und schliesslich behält der Goethesche Ausspruch recht: „Wie einer ist, so ist sein Gott; darum ward Gott so oft zu Spott.“ Allem aber ist ihre Vorstellung von der Gottheit ihr religiöses Ideal.

Offenbar ist das Ideal, da es eine Individualisierung der Idee ist, auch eine Beschränkung der Idee; es entspricht nirgends und niemals vollständig der Idee, erschöpft deren Inhalt nicht; denn diese hat unendlichen Inhalt und erscheint in jedem Ideal immer nur einseitig und teilweise gestaltet. Die Gestaltung der Ideen zu Idealen geht aber vor sich gleichzeitig mit der Entfaltung des Seelenlebens überhaupt, besonders mit der Entwickelung des Verstandes und der Phantasie, und zwar, wie aus dem vorigen schon deutlich geworden sein wird, unter dem Einfluss von Zeitalter, Volksleben, Erziehung, ja selbst von Klima und Bodenbeschaffenheit.

Auch das Verhalten der Menschen zu den Ideen und ihren Idealen ist keineswegs gleichartig, es kann verschiedene Zwecke verfolgen und daher auch verschiedene Ergebnisse haben. Man kann sich mit den Ideen und der Welt der Ideale beschäftigen, um über ihr Wesen, ihr Verhältnis zu den Dingen und ihre Wirksamkeit Aufschluss zu gewinnen, und das Resultat kann etwa eine Darlegung sein, wie wir sie jetzt eben hier in allgemein verständlichen Grundzügen vorführen möchten. Das heisst sich theoretisch mit den Ideen beschäftigen. Gelangt man im Verlauf einer solchen Untersuchung zu der Überzeugung, dass das Ursprüngliche und Beherrschende in dem Weltorganismus eben die Ideen sind, das Beherrschte dagegen die Materie, so hat man jene Weltanschauung gewonnen, welche man den theoretischen oder philosophischen Idealismus nennt, und die in der goldenen Mitte zwischen den beiden

extremen Weltanschauungen des Spiritualismus und des philosophischen Materialismus steht.

Von diesem theoretischen Idealismus sehr deutlich geschieden ist der praktische, das Streben, Ideale zu realisieren und das Reale zu idealisieren. Damit treten die Ideen durch die Ideale in Beziehung zur Wirklichkeit und beginnen ihre gestaltende Macht in der Menschenwelt zu äussern. Wer Ideale realisieren will, der will, dass das Vollkommene — was er wenigstens dafür hält — sinnlich wahrnehmbare Existenz erhalte, und wer das Reale idealisieren will, der will, dass das Existierende vollkommen sei. Jener sucht für sein vollkommenes, ideales Phantasiebild eine Materie, der er es ein- und aufprägen könne, dieser ist bemüht, in der Materie, die er besitzt, ein Ideal, das er auch in sich trägt, zur Darstellung zu bringen. Leider fehlt jenem nicht selten die Materie, — und sein Ideal bleibt darum Phantasiebild, diesem gehorcht öfter die Materie nicht, — und dann bleibt sein Ideal gleichfalls ohne Verwirklichung, oder die Wirklichkeit ohne Idealisierung, und der sogenannte praktische Idealismus zeigt sich dann in beiden Fällen recht unpraktisch. -- Doch wir müssen die Bestrebungen, das Ideale zu verwirklichen und das Wirkliche zu idealisieren, also den praktischen Idealismus, noch etwas genauer betrachten. Ich setze den Fall, es ist in jemand die Idee der Frömmigkeit wirksam, und er macht sich in der Phantasie ein Ideal dieser Tugend. Jetzt kann er sich mühen, sein Ideal zur Darstellung zu bringen. Das ist in verschiedener Weise möglich. Ist er ein Maler, so wirft er wohl sein Ideal auf die Leinwand, ist er ein Dichter, so zeigt er es uns im Gedicht. Als Geistlicher, als Lehrer, als Vater kann er es durchs lebendige Wort seiner Gemeinde, seinen Schülern, seinen Kindern vorführen. Steht es mit ihm, wie es soll, so wird er sich beeifern, sein Ideal vor allem an sich selbst im Denken, Reden

und Thun als Mensch zur Erscheinung zu bringen. In allen diesen Fällen wirkt der Mensch für die Realisierung seines Ideals, und der praktische Idealismus wird sich unzweifelhaft bei ihm wirklich um so praktischer erweisen, je energischer er, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, sein Ziel im Auge behält. Leider aber ist es auch möglich, das schöne Phantasiebild unthätig oder nach den ersten Schwierigkeiten mutlos anzustaunen, zu seiner Realisierung nichts, oder so gut wie nichts, zu thun, vielmehr über die Unreife der Sinnenwelt für die Aufnahme des Idealen zu klagen und schliesslich im Weltschmerz zu versinken. Wenn sich hier der praktische Idealismus sehr unpraktisch und unfruchtbar zeigt, so ist das nicht seine Schuld, sondern die des Menschen.

Dasselbe gilt von einem dritten Verhältnis, welches noch grössere Gefahren in sich birgt. Wer in einen Thätigkeitskreis hineingestellt ist und ein Ideal über den besten Betrieb seines Berufs in sich trägt, der wird meistenteils finden, dass seine Thätigkeit und ihre Wirkungen weit hinter dem Ideal zurückbleiben. Ist er vernünftig, so wird er sich weder dem Schmerz darüber völlig überlassen, noch sich bei dem unvollkommenen Zustande beruhigen, sondern still und doch rüstig nach dem idealen Musterbilde, welches vor seiner Seele steht, weiterstreben. Nun giebt es aber eine Art von Leuten, welche in einer unglaublichen Gutmütigkeit gegen andre oder Eitelkeit auf sich selbst und ihr eignes Thun durch Selbsttäuschung sich wirklich zu der Ansicht bringen, man habe das Ideal erreicht, oder sei ihm wenigstens so nahe, wie es Menschen möglich ist. Da scheint einem einzelnen sein Ideal realisiert, ist's aber thatsächlich nicht.

Dies also sind die möglichen Verhältnisse des Menschen zum Ideal. Er kann ihm unthätig gegenüberstehen: — in diesem Falle macht er sich unglücklich und ist beklagenswerth, trägt aber selbst die Schuld; er kann in eitler Selbstverblendung es erreicht zu haben meinen: —

in diesem Falle fühlt er selbst sich vielleicht recht behaglich, ist aber doch ein erbärmlicher Mensch, der zur Realisierung des Idealen gar nichts beiträgt, sie vielmehr am meisten hindert; er kann das Ideal aber auch wirklich, sei es im eigenen und fremden Leben, sei es in der Kunst zur anschaulichen Darstellung zu bringen sich unablässig bestreben.

Idealisten nennt man alle diese Arten von Menschen, aber nicht mit gleichem Rechte. Jener Unthätige ist kein echter Idealist, vielmehr Pessimist, denn er findet alles, was ist, schlecht und auch der Verbesserung nicht fähig; jener Gutmütige und Eitle ist auch kein echter Idealist, sondern Optimist, denn er findet alles gut und der Verbesserung nicht bedürftig. Leider aber nennt man grade diese beiden Arten von Menschen Idealisten und bringt dadurch die echten Idealisten in Misskredit. Und doch ist der echte Idealismus für alles Gedeihen im Menschendasein wie die Sonnenstrahlen für das Gedeihen der Pflanzen- und Tierorganismen.

Kundgeben und bewähren kann sich derselbe auf drei Gebieten, auf dem ästhetischen, dem ethisch-praktischen und dem theoretisch-intellectuellen, und man unterscheidet daher auch ästhetische, ethische und Erkenntnisideale. Man meine doch ja nicht, dass das erstere, das Gebiet des Schönen, die ausschliessliche Domäne der Künstler sei. Nein, so gewiss in jedem Menschen die Idee der Schönheit lebt, so gewiss er deshalb für das erscheinende Schöne Auge und Herz hat und sich in ihm selbst Ideale des Schönen bilden, so gewiss soll er auch das Schöne in seinem Sein, Reden und Leben darstellen. Dennoch ist nicht zu leugnen, dass die Darstellung des Ideal-Schönen in ganz besonderem Sinne die Aufgabe der Künstler und Dichter ist. Künstler und Dichter haben ja nach dem Wesen der Kunst zunächst die Wirklichkeit nachzuahmen, denn sie sollen nichts

gestalten, was nicht wirklich sein könnte, also naturwahr ist. Nun trägt aber jedes Wirkliche, das eine diese, das andere jene zufällige Unvollkommenheiten an sich. Es hiesse die Natur nicht künstlerisch nachahmen, sondern mechanisch sozusagen photographieren, es hiesse realistisch und nicht idealistisch verfahren, wollte der Künstler die Unvollkommenheiten mit aufnehmen. Die Unvollkommenheiten erkennt er aber als solche, da er durch liebevolle Hingabe an die Idee der Schönheit in seinem Bewusstsein Ideale ausgebildet hat. Demgemäss verfahren die Künstler idealisierend, indem sie das Wirkliche durch Entfernung zufälliger Unvollkommenheit als etwas Ideales herausbilden: jedes Resultat echter Kunst ist daher auch ein Stück verklärter Wirklichkeit. Ein ganz einfaches Beispiel wird das deutlich machen. Im Garten entzückt uns eine schöne Rose. Bei näherem Besehen aber finden wir, dass ihr von den Blättern am Rande eins zerrissen ist. Wir wenden uns zu ihrer Nachbarin; bei ihr hat ein Wurm in der Mitte der Blume Verwüstung angerichtet. Die dritte zeigt einen andern, die vierte wieder einen anderen Mangel, wie Regen und Sturm, Gewürm und Vögel sie wohl herbeiführen, oder Unvollkommenheit in der natürlichen Entwickelung überhaupt sie zur Folge hat. Wird auch der Maler, wenn er eine Rose malt, einen dieser Mängel der Natur nachbilden? Wenn es ihm nicht auf puren Realismus ankommt, gewiss nicht, vielmehr wird seine Rose allerdings in allem der Natur gleichen, nur nicht in ihren zufälligen Mängeln. Die Rose, welche unter seinen Händen entsteht, ist ein Gebilde idealisierender Kunst, sie ist eine wahre Rose, ohne die sklavische Nachbildung einer wirklichen zu sein. Und nicht anders wird bei den grössten und erhabensten Schöpfungen idealer Kunst und Poesie verfahren: Überall erscheinen ideale Gestalten nur dann, wenn das in der Wirklichkeit Mangelhafte beseitigt wird

nach dem geistigen Musterbilde des Ideals, welches der Künstler und der Dichter in seiner Phantasie ausgebildet hat. Nur so erhält die Mit- und Nachwelt Werke, welche der Bewunderung wert sind und, was die Hauptsache ist, darauf hinwirken, die Ideale in den Herzen auch der Hörer oder Betrachter zu wecken, zu klären und wirkungskräftig zu machen.

Das andere Gebiet, auf welchem das Ideal wirksam ist, ist das theoretisch-intellectuelle. Die hier herrschende allgemeine Idee ist die der Wahrheit; nicht sowohl die Wahrhaftigkeit im Gegensatz zur Lüge — denn diese gehört in das sittliche Gebiet —, als vielmehr die der Erkenntnis der Dinge, wie sie sind, im Gegensatz zum Nichtwissen und zum Irrtum. „Irrtum verlässt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfnis Stets den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan", mit diesem Worte Goethes ist die Wirksamkeit der Idee der Wahrheit in der Menschenwelt gemeint. Am kräftigsten zeigt sich diese Idee in der theoretischen und praktischen Wissenschaft. Denn in jedem Studium handelt es sich darum, die in das betreffende Gebiet fallenden Dinge und Erscheinungen in ihrem Wesen, d. h. so, wie sie wirklich sind, auch zu erkennen; es handelt sich also um das Vollkommene im Verhältnis des Erkennens zum Sein.

So strebt beispielsweise der Mediziner danach, den menschlichen Körper genau so zu erkennen, wie er ist, und die Krankheitsformen in ihrem Entstehen und Verlauf so zu erkennen, wie sie sind, und die heilenden Mittel in der Natur so zu erkennen, wie sie sind, um die richtig erkannte Heilkraft der letzteren bei den richtig erkannten Krankheitsformen in dem richtig erkannten körperlichen Organismus richtig zur Anwendung zu bringen oder ihre richtige Anwendung andere zu lehren. Und in ähnlicher Weise wirkt die Wahrheitsidee bei jedem andern sogenannten Fachstudium, mag es sich nun rein theoretisch

halten oder in seinen Resultaten praktische Verwendung finden, nicht minder aber bei dem allgemeinen Studium oder der Philosophie, deren Jünger den letzten Grund und Zusammenhang der Dinge im All der Natur und des Menschenlebens erkennen wollen, erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält.“ — Bei den Männern der Wissenschaft springen denn auch die Ideale der Wahrheit am deutlichsten in die Augen. Diese Wahrheitsideale stellen sich z. B. in der Philosophie in den verschiedenen sogenannten philosophischen Systemen dar. Jedes unter diesen Systemen ist die mit dem Anspruch auf vollkommene Erkenntnis auftretende Entwickelung der in einander greifenden Vorstellungen von dem Sein und Zusammenhang der Dinge im All der Natur und des Menschenlebens, jedes will also das Ideal allgemeiner Erkenntnis sein.

Allgemeiner noch und reicher als auf dem ästhetischen und intellektuellen Gebiete ist endlich drittens die Macht sittlicher Ideen und Ideale. Denn hier sind die Ausübenden und zur Gestaltung Berufenen nicht in erster Linie eine besondere Klasse von Menschen, wie auf dem ästhetischen die Künstler und auf dem intellektuellen die Gelehrten. Jeder edle Mensch ohne Unterschied steht unter dem Einfluss sittlicher Ideen und stellt sich mit Freiheit und gern unter denselben, er sucht eifrig, seine Gesinnung und sein Verhalten, seine Beziehungen zu sich, zu andern und zu seinem Beruf nach sittlichen Idealen zu ordnen, zu pflegen und zu verbessern. Wer es nicht thut, der ist kein edler Mensch, dem fehlt oder ist geschwächt der Trieb zu dem, was des Menschen eigenste Bestimmung und seine allgemeinste Aufgabe ist, der Trieb zu sittlicher Güte. Indessen ist in der geistigen Menschennatur keine Macht so sicher und so vielseitig und allezeit wirksam angelegt als die Macht der Idee des Guten in dem Gesetz sittlicher Vollkommenheit, welches wir das Gewissen nennen.

Und so ist denn thatsächlich das ganze Denken und Sein aller Menschen durchzogen, bewegt und gehoben durch die im Menschengeiste wirksamen, zu Idealen ausgestalteten und als Ideale andern erkennbar gewordenen Ideen. Es ist ferner Thatsache, dass die Wirksamkeit der Ideen und Ideale von keinem Menschenalter ausgeschlossen, und dass die Anlage für das Ideale auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wirkens der Entwickelung fähig ist. Lebensalter, Volksbildung, Erziehung und Beschäftigung zeigen nur eine Verschiedenheit in der Art, Klarheit und resultatvollen Wirksamkeit der Ideale.

Fragen wir aber zum Schluss, welche Zeit des Menschenlebens am geeignetsten sei für die Pflege und Entwickelung der idealen Anlage, für die Herausbildung wirkungskräftiger Ideale, so zeigen Erfahrung und psychologische Untersuchung gleichmässig, dass die Jugendzeit des Menschen am fähigsten dazu ist. Wenn es also ein Segen ist, durch das ganze Leben eine ideale Auffassung der Dinge zu haben, d. h. die Dinge vom Gesichtspunkt des Vollkommenen zu betrachten; wenn es ein Segen ist, sich ein ideales Streben zu bewahren, d. h. unermüdlich der Vollkommenheit zuzustreben in Familie, Amt und Leben — nun dann muss dem Jüngling und der Jungfrau, also dem Menschen in der Zeit seiner höchsten Empfänglichkeit für die Bilder des Grossen und Guten erschlossen werden die Welt der Ideale, d. h. die Fülle der Bilder des Vollkommenen. Und fragt man weiter, durch welche Mittel denn dies am besten geschehen und die ideale Anlage am sichersten geweckt, genährt, lebens- und wirkungskräftig gemacht werden könne, so antworten wir: Auf dem ästhetischen Gebiete durch das sinnige Betrachten der Schöpfungen Gottes und derjenigen künstlerischen Erzeugnisse der Menschen, welche den Stempel idealer Kunst tragen, auf dem in-

tellektuellen Gebiete durch die Wissenschaften, auf dem sittlichen durch die Beispiele idealer Sittlichkeit, wie sie uns die heilige und die Profangeschichte, die heilige und die Profanlitteratur und die Edelsten unter den Mitlebenden darbieten: „Ein jeder muss sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet!“ Die liebevolle Beschäftigung mit diesen Dingen und Gestalten, den würdigsten Vertretern des von der Menschheit bisher zur Darstellung gebrachten Ideenertrages, erwärmt und befeuert das Herz, schärft und kräftigt den Geist, selbst nach Idealen thätig zu sein, oder, was dasselbe bedeutet, an der Verwirklichung der Ideen mitzuarbeiten. Das aber ist eben die Arbeit oder Beschäftigung, welche Schiller in der Schlussstrophe seiner „Ideale“ meint. Er nennt dort die Realisierung der Ideen eine Schuld, welche die Menschheit abtragen müsse, und einen Bau, den sie aufführen müsse, und da derselbe die ganze Lebensdauer der gesamten Menschheit in Anspruch nimmt, so nennt er ihn einen Bau der Ewigkeiten, und so ruft er aus:

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

Wenn vorstehende Entwickelung zweier psychologischer Grundbegriffe „ein Stück philosophischer Propädeutik“ genannt ist, so weiss jeder Kundige, dass für eine ausgiebige Verarbeitung solchen Stoffes in der Prima nach den neuen Lehrplänen kein Raum mehr ist. Zwar wird Seite 18 derselben bemerkt, die deutsche Prosalektüre habe auf der Oberstufe auch den Stoff für Erörterung „wichtiger allgemeiner Begriffe und Ideen“ zu bieten, und diese Lektüre in der Prima könne, zweckmässig geleitet, die philosophische Propädeutik ersetzen.

Allein in der Praxis wird sich dem schwerlich in der rechten Weise nachkommen lassen. Denn angenommen, die Prosalektüre ist nicht eigentlich philosophischer Art, es kommen aber in ihr „allgemeine Begriffe und Ideen", also logische und psychologische Grundbegriffe, zur Anwendung, so müsste „die Erörterung" solcher Begriffe und Ideen sich entweder episodisch, d. h. so gestalten, dass der Zusammenhang des Lesestücks zu ihren Gunsten wiederholt ungebührlich lange unterbrochen würde, oder die Erörterung müsste ungründlich und also keine „Erörterung" werden. Angenommen aber, die Prosalektüre soll philosophischer Art sein, und die Erörterung des einen oder andern der philosophischen Begriffe ist also ihr eigentliches Thema, so sind die meisten der etwa hierbei in Frage kommenden Abhandlungen teils so umfangreich, teils so schwierig, teils aus andern Gründen so wenig für Jünglinge geeignet, dass im ganzen Umkreis der jetzt vorhandenen Litteratur dieser Art nur sehr wenige Stücke für eine schulmässige Behandlung zur Verfügung stehn. Zudem aber würde die wirkliche Durcharbeitung dieser Schriften oder Abhandlungen erstens mehr Zeit erfordern als die freie, d. h. nicht auf Grund eines Lesestücks erfolgende Erörterung der betreffenden Begriffe und Ideen seitens des Lerhers, und sie würde zweitens auch einen nicht minder die Sache beherrschenden und methodisch geschickten Lehrer voraussetzen als eben die freie Erörterung. Der Mangel an solchen Lehrern aber ist ja ausgesprochenermassen der eigentliche Grund, weshalb die „oft unfruchtbar betriebene" philosophische Propädeutik als besondere Lehraufgabe in den neuen Lehrplänen ausgeschieden worden.

Immerhin ist die Wahrnehmung, dass die neuen Lehrpläne die Erörterung allgemeiner Begriffe und Ideen selbst nicht ausscheiden möchten aus dem Bildungsstoff der Prima, tröstlich und erhält den Mut

derer, die solchen Bildungsstoff für eine Notwendigkeit halten.

Und an einer andern Stelle der neuen Lehrpläne ist sogar, wie es scheint, der philosophischen Propädeutik noch mehr zugestanden. Auf Seite 72 ist den Direktoren freigestellt, wo entsprechend vorgebildete Lehrer für diese Disciplin vorhanden sind, die Grundzüge der letzteren in Prima lehren zu lassen. Nur nimmt leider der Zusatz, dass dies geschehen soll „im Anschluss an konkrete Unterlagen, wie sie z. B. einzelne platonische Dialoge bieten", die gebotene Freiheit und vor allem die Möglichkeit wieder fort, auf diese Weise wirklich „die Grundzüge der philosophischen Propädeutik" zu behandeln. Denn erstens wenn auch die etwa in Betracht kommenden Schriften Platos eine grössere Anzahl logischer Grundbegriffe wirklich darbieten würden, von den für unsere Jünglinge noch wichtigeren psychologischen Grundbegriffen würden in den wenigen platonischen Schriften der Primalektüre nur sehr wenige zur Behandlung gelangen. Und zweitens sollte die Behandlung dieser wenigen psychologischen und jener etwas zahlreicheren logischen Grundbegriffe wirklich gründlich und für das Denken, für das psychologische und ethische Urteil und schliesslich auch für die Willensrichtung und die Charakterbildung der Jünglinge eine Kraft werden, so müsste sie sich wiederum durchweg zu einer gewissen Selbständigkeit erheben und also auch hier durchweg sich episodisch gestalten. Wo bliebe da aber Plato?

Indessen ist es ja ganz ausser Zweifel, dass eine derartig episodische und ausgiebige Erörterung philosophischer Grundbegriffe im Anschluss an platonische Schriften überhaupt gar nicht in der Absicht der neuen Lehrpläne liegt. Denn sie fordern ja gerade vor allem und mit vollem und vollberechtigtem Nachdruck bei deutscher wie bei fremdsprachlicher Lektüre Verständnis des Inhalts

und Zusammenhangs der Schriften selbst, ihres Gedankengehalts, ihrer Gedankenfügung, ihrer Kunstform. Damit verträgt sich denn also eine episodische Behandlung schlechterdings nicht. Und am wenigstens doch fürwahr bei denjenigen platonischen Schriften, welche zu unserer Freude durch die Lehrpläne selbst für die Lektüre in Prima empfohlen werden. Denn „die Auswahl unter den Schriften Platos ist zu treffen in erster Linie im Hinblick auf ihren pädagogisch bedeutsamen ethischen Gehalt.“ Wer aber wollte Logik treiben, wer auch nur psychologische Exkurse veranstalten, wenn er mit seinen Primanern in jene athenische Gerichtsverhandlung eintritt und sich mit ihnen versenkt in jene männliche, charaktervolle, erhabene Gottergebenheit des grössten Mannes der Hellenen? Oder wenn er mit ihnen sein hohes Lied hört von Gehorsam, Treue und Liebe gegen das Vaterland? Oder wenn er mit ihnen sein herrliches Zeugnis vernimmt von der Pflicht sittlicher Befreiung und Läuterung und von der Unsterblichkeit des individuellen Geistes? Oder wenn er mit ihnen auch nur in jener athenischen Herrengesellschaft seinem begeisterten Hymnus auf die Idee des Guten und Schönen lauscht?

Nein, da muss alles schweigen und muss alles verschwiegen werden, was nicht unbedingt zum Verständnis der Schriften selbst zu sagen und gesagt zu werden nötig ist.

Und wenn so Plato—Sokrates selbst zu dem idealistischen Trieb der Jugend spricht mit Hülfe eines Lehrers, der nicht nur ein *ναρθηκοφόρος*, sondern ein *βάκχος* ist, dann ist die Lektüre dieser platonischen Schriften an sich ja wohl auch eine Art von philosophischer Propädeutik zu nennen, wenngleich naturgemäss keine irgendwie ausreichende.

Eine solche ist nach den neuen Lehrplänen unmöglich. Weder der Deutschlehrer kann sie bieten im Anschluss an seinen Lektürestoff und an sein Lesebuch,

noch der Lehrer des Griechischen im Anschluss an Plato. Und der Umstand, dass die „wichtigen allgemeinen Begriffe und Ideen" (S. 18) im Anschluss an die deutsche, und „die Grundzüge der Propädeutik" (S. 72) im Anschluss an die griechische Lektüre behandelt werden sollen oder können, der Umstand also dass in den weitaus meisten Fällen die Behandlung der wichtigen allgemeinen Begriffe und Ideen, d. h. doch der logischen und psychologischen Grundbegriffe, die man mit dem Namen der philosophischen Propädeutik zusammenfasst, nicht einmal in der Hand ein und desselben Lehrers liegen würde, dieser Umstand macht wahrlich die Sache nicht aussichtsreicher und hoffnungsvoller.

Es hilft eben nichts anderes als die Wiedereinsetzung der Propädeutik in ihre alten Rechte nach den Lehrplänen vom Jahre 1837, wenn auch nur mit der Hälfte der damaligen Stundenzahl. Und da die Notwendigkeit einer angemessenen Behandlung der philosophischen Grundbegriffe noch durch keine Verfügung und durch keine Lehrpläne verkannt worden ist, so wird sicherlich auch die Zeit wiederkehren, in der man die Propädeutik erneut zu einem integrierenden Bestandteil des Gymnasiallehrplans erhebt. Dass das bald geschehe, wird jedem nötig erscheinen, der weiss, wie traurig es schon jetzt mit der bezüglichen Vorbildung unsrer Abiturienten, und zwar ohne deren Schuld, bestellt ist. Ja es ist dringend zu wünschen, dass man nicht etwa erst noch mehrjährige Erfahrungen mit den jetzigen Bestimmungen abwarten will.

Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als um einen Unterrichtsgegenstand, der notwendig ist erstens ebenso zur ausreichenden Vorbildung für Universitätsstudien, wie zur Gewährung der höheren allgemeinen Bildung, und der zweitens, recht geleitet, eine in hohem Masse den Charakter bildende Kraft in sich trägt.

Für geeignete Lehrer oder deren Heranbildung zu sorgen, ist Pflicht des Staates und gar nicht so schwierig.

Hierüber sowie überhaupt über den philosophisch-propädeutischen Unterricht gedenke ich mich des näheren an anderer Stelle zu äussern.

